

## **BIOGRAPHISCHE FUNDIERUNG UND FORSCHUNGSHALTUNG**

Zur Theorie und Methodologie der rekonstruktiven Biographieforschung sowie der methodologischen Begründung und forschungspraktischen Anwendung rekonstruktiv biographieanalytischer Verfahren existiert bereits eine Fülle von Veröffentlichungen. Die vorliegende Arbeit orientiert sich an der durch Rosenthal (1987, 1995) entwickelten Methode der struktural-gestalttheoretischen Biographieanalyse.<sup>1</sup> Im folgenden Kapitel werden die grundlagentheoretischen Annahmen und die methodische Forschungspraxis nur unter dem Aspekt dargestellt, wie sie hinsichtlich des Forschungsgegenstandes, des Forschungsprozesses oder des Forschungskontextes der klinischen und psychosozialen Forschungs- und Versorgungspraxis zusätzlich zu den die gesamte Analyse bestimmenden Verfahren von Bedeutung sind.<sup>2</sup>

### **Biographietheoretisches Verständnis im Kontext von Krankheit und Migration**

Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, welche biographische Bedeutung die Erfahrung des Krankwerdens und Krankseins im Migrationsland in den Lebensgeschichten türkischer ArbeitsmigrantInnen hat. In welche lebensgeschichtliche und gesellschaftliche Konstellation ist die Erfahrung von Krankheit eingebettet? Wie wird Krankheit präsentiert? In welchem Zusammenhang stehen lebensgeschichtliche Erfahrung und die Präsentation von Krankwerden und Kranksein? Mit dieser biographietheoretischen Vorgehensweise wird eine ganzheitliche Perspektive statt einer themenzentrierten Perspektive eingenommen. Mit ihrer offenen Forschungsfragestellung unterscheidet sich die Vorgehensweise von krankheitsätiologischen, migrationssoziologischen und arbeitssoziologischen<sup>3</sup> Untersuchungen. Der Personenkreis, dessen Lebensge-

---

1 Rosenthal integriert in ihrer methodologischen und methodischen Begründung Überlegungen und Verfahren der objektiven Hermeneutik (Oevermann 1980, 1983), der Narrationsanalyse von Schütze (1976, 1981, 1983, 1984) und des erzähltheoretischen Konzeptes von Fischer (1978, 1982, 1983).

2 Zur Anwendungspraxis im Zusammenhang mit spezifischen Forschungsfragestellungen siehe Bauer-Wittmund 1996, Breckner 2001, Karutz 2003, Köttig 2003, Loch 2004, Miethe 1999, Völter 2003.

3 Zur Bedeutung von Subjekt und Arbeit werden Phänomene in der Industrie und Arbeitssoziologie vor allem unter dem Aspekt der ökonomischen und gesellschaftlichen Ausgangslage interpretiert und daraus abgeleitet. Eine Analyse subjektiver Sichtweisen wird demnach mit objektiven gesellschaftlichen Situationen

schichten im Zentrum dieser Arbeit steht, wird erst einmal nicht nach Maßgabe einer spezifischen Problemkategorisierung (oder Entproblematisierungskategorie) betrachtet, sondern die Biographien von Menschen stehen im Vordergrund, in deren Lebensgeschichte Phasen von Migration, Kranksein und Gesundwerden eine zentrale Rolle spielen bzw. gespielt haben. Den biographischen Erzählungen werden dabei nicht fremde und äußerliche Forschungskriterien appliziert, sie werden also nicht unter vorausgehende Kategorien subsumiert und anschließend im Sinne von statistischen Häufigkeiten gemessen.<sup>4</sup>

kausal in Verbindung gebracht. Zu nennen sind hier beispielsweise der Reproduktionsansatz, die Klassenbewusstseinstheorie, die Arbeiterbewusstseinstheorie und Theorien zur Klassenlage. Siehe hierzu Brock. et. al. 1989, Giegel, Frank, Billerbeck 1988, Schmiede 1988. Volmerg (1988, 198 f.) geht in ihrem sozialpsychologischen Ansatz zur Vermittlung von Arbeit und Sozialisation darüber hinaus: „Die von Marx beschriebene objektive Gleichgültigkeit des Kapitals der Persönlichkeit des einzelnen Proletariers gegenüber reflektiert sich nicht – wie Marx fälschlicherweise annahm – auch in der subjektiven Gleichgültigkeit der ihre Arbeitskraft für Lohn verkaufenden Arbeitenden. Dieses Mißverständnis eines reziproken Gleichgültigkeitsverhältnisses zwischen Kapital und Arbeitenden hat zu Irrtümern in jenen Theorien und Ansätzen geführt, die von Marx ausgehend, den Zusammenhang von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein untersuchen. In dem Maße, wie mit den Rationalisierungsschüben einer zunehmend automatisierten Produktion die subjektive Bedeutung von Arbeit sichtbar wird [...], zeigen sich jene Eigenschaften der Lohnarbeit, die über das bloß instrumentelle Interesse der Lebensgestaltung hinausgehen. [...] Wenn solche Identitätsbedürfnisse aber als bloß falsches Bewußtsein kritisiert werden, geht eine wesentliche Dimension in der Erkenntnis der Dialektik von Individuum und Gesellschaft verloren. [...] Sozialisation als Individuierung und Sozialisation als Vergesellschaftung bauen aufeinander auf und konstituieren ein je eigenes Feld des Zusammenwirkens subjektiver und objektiver Strukturen.“ (199-198)

- 4 Verallgemeinerungen in interpretativen Verfahren werden nicht aufgrund von Häufigkeiten des Auftretens von Phänomenen erfasst, sondern durch die Typik des individuellen Falls. Es besteht der Anspruch, die ‚Logik‘ der Erzeugung des Sachverhaltes zu klären. Dies geht von der dialektischen Konzeption aus, dass Individuelles ebenso auf Allgemeines verweist wie umgekehrt das Allgemeine im Individuellen enthalten ist. Dazu Oevermann (1991, 272): „Allgemeinheit nun kommt der Fallstruktur in mehrfacher Hinsicht zu. Zum ersten dadurch, daß sie sich der Allgemeinheit der bedeutungsgenerierenden Regeln und des durch sie eröffneten Spielraums bedient, gewissermaßen mit ihnen operiert. Und sie ausdrückt. Zum zweiten stellen die durch Selektion geformten fallspezifischen Verläufe in sich wiederum jeweils eine Anspruch auf allgemeine Geltung und Begründbarkeit erhebende praktische Antwort auf praktische Problemstellungen dar. Und zum dritten drückt die fallspezifische Struktur des Verlaufs immer auch eine exemplarische Realisierung eines allgemeineren, einbettenden Milieus und dessen Bewegungsgesetzlichkeit aus.“ Nach dem quantitativ-statistischen Verständnis des Gesetzesbegriffs ‚zählen‘ Einzelfälle nur als Elemente aus einer statistischen Gesamtheit gleichartiger Fälle; der individuelle (einzigartige) Fall gilt danach grundsätzlich als einmalig und zufällig (vgl. Bude 1984, Lewin, 1927/1967).

Meine gesamtbiographische Fragestellung beruht auf der grundlagentheoretischen Annahme, dass psychische und soziale Phänomene, die an Erfahrungen von Menschen gebunden sind und für diese eine biographische Bedeutung haben, im Rahmen des Gesamtzusammenhanges der Lebensgeschichte interpretiert werden müssen (vgl. Rosenthal 2002). Das bedeutet, dass Erfahrungen von Gesundheit und Krankheit, Migration und Arbeitswelt in ihrer biographischen Genese und ihren (Re-)Konstruktionen in der Gegenwart analysiert werden.

Hierzu ist es notwendig, Aussagen über Vergangenes oder verschiedene Themenbereiche aus dem Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens und einer damit verknüpften Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren. Der offenen Forschungshaltung entsprechend wird dabei konsequenterweise auf eine subsumptionslogische Unterordnung biographischer Erlebnisse und biographischer Erzählungen verzichtet und Expertenzuschreibungen erst einmal „eingeklammert“, da es um eine Rekonstruktion des Bedeutungszusammenhanges geht und nicht um die Applikation von vorgefassten Kategorien. In der Tradition der Grounded Theory und des interpretativen Forschungsansatzes stehend geht die Biographieanalyse von zwei grundlegenden Prinzipien aus: dem „Prinzip der Offenheit“ und dem „Prinzip der Kommunikation“. Die theoretische (Vor-)Strukturierung des Forschungsgegenstandes wird dabei zurückgestellt, „bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat“ (Hoffmann-Riem 1980, 343). Gemäß dem zweiten Prinzip wird auf fixe Wahrnehmungsmuster und vorgefertigte Instrumente verzichtet. Als generelle Perspektive wird die Haltung eines unvoreingenommenen Blickes in der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit eingenommen.

### *Was bedeutet das für die Forschungshaltung in der vorliegenden Arbeit?*

Wie im Eingangskapitel aufgezeigt wurde, steht diese Arbeit u.a. im Spannungsfeld gesundheitswissenschaftlicher und soziologischer Migrations- und Gesundheitsforschung. Als aktuelle Forschungsperspektiven für den Bereich Migration lassen sich in den verschiedenen Disziplinen – holzschnittartig formuliert – unterschiedliche forschungsleitende Ambitionen erkennen: Im psychosozialen und medizinischen Diskurs wird zu Recht die unzulängliche Versorgungspraxis von MigrantInnen kritisiert. Auf der Grundlage von epidemiologischen und sozialmedizinischen Untersuchungen sollen hier auch politisch verwertbare Argumente für eine adäquate kultursensible Versorgung anstelle der bislang feststellbaren Defizite hinsichtlich interkultureller Behandlungskompetenzen und den daraus resultierenden Fehlbehandlungen geliefert werden. D.h. den Lebensumständen, den Erkrankungen und Leiden von Menschen aus anderen Herkunftsländern wird eine besondere Aufmerksamkeit gezollt, um auf die gesundheitliche Wirkung gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse aufmerksam zu machen und parallel dazu auf die systematische Ausgrenzung aus der medizinischen und sozialen Regelversorgung hinzuweisen. Der Perspektive auf Krankheit im Migrationsprozess und auf die sich daraus

ergebenden Prozessierungen durch entsprechende Institutionen ist demnach eine gesellschaftliche Kritik inhärent. Auch in der neueren soziologischen und biographieanalytischen Migrationsforschung wird ein gesellschafts-, aber auch forschungskritisch formulierter Aspekt gerade an dieser defizitorientierten Perspektive festgemacht. Hier wird das Interesse verfolgt, das Bild der „degradierten MigrantInnen“ zu dekonstruieren und somit die üblichen Festreibungen von Benachteiligung zu lösen, die damit gleichzeitig als gesellschaftliche Zementierung sozialer Ungleichheit entlarvt wird. In dieser Forschungsperspektive werden gemäß der soziologischen Handlungstheorie Personen als aktiv handelnde Subjekte bzw. „biographische Akteure“ begriffen und dementsprechend die biographischen Gestaltungspotenziale akzentuiert. Als forschungsleitendes Interesse stellen sich hier zunehmend die emanzipatorischen Potenziale im Migrationsprozess heraus. Diesen jeweiligen methodologischen Positionen, insbesondere der letztgenannten Forschungshaltung setzt Oevermann (1993, 110 f.) Folgendes entgegen:

„Es geht nicht nur schlicht darum, die subjektive Seite der sozialen Wirklichkeit zu verstehen und analytisch zugänglich zu machen, sondern die Vorstellungen vom emanzipierten Subjekt zum moralischen, gesinnungsethischen Forschungsprogramm als Maßstab zu erheben und kontrastiv dazu das je konkrete, empirische Subjekt in seiner Betroffenheit und seinem Leiden in Erscheinung treten zu lassen. Problematisch ist an dieser Position nicht diese inhaltliche Konzeption eines emanzipierten Subjekts als solche. [...] Diese [Forschung, H.S.] verliert mit dieser praktischen Ausrichtung ihren unvoreingenommenen Blick und funktionalisiert ihre Anstrengungen von vornherein auf ein ‚leitendes Erkenntnisinteresse‘ hin. [...] An die Stelle einer Methode der unvoreingenommenen Sach-Analyse tritt das empathische Verstehen von Subjektivität im Sinne einer utopischen praktischen Lebensform. Die empirische Wirklichkeit wird selektiv nur in dem Maße registriert, in dem sie sich unter das vorgefaßte, zugleich eine Praxisform darstellende utopische Modell des emanzipierten Subjekts subsumieren lässt.“

In der vorliegenden Arbeit ist die Forschungsfrage insofern offen konzipiert, als nicht von vornherein Kategorien von außen an die Sache herangetragen werden. Die Handlungsaktivität eines biographischen Akteurs wird verstanden als (Mit-)Arbeit an der eigenen Biographie, damit an der Gestaltung sowohl von Emanzipations- als auch von Leidensprozessen als Form der Auseinandersetzung mit der als Aufgabe gestellten Lebenspraxis; Handlung und Orientierung wird als eine spezifische Antwort auf eine spezifische Problemstellung in der Lebenspraxis verstanden. Bei der Rekonstruktion von biographischen Verläufen, in denen eine Migration stattgefunden hat, wird also nicht automatisch die Migration als krisenhaftes Ereignis verstanden. Gleichzeitig wird die individuelle Lebensbewegung im Herkunfts- wie im Ankunftsland aber auch nicht von vornherein einem übergeordneten emanzipatorischen Leitgedanken unterstellt.

„Interkulturelle Forschung hat der Tatsache Rechnung zu tragen, dass in Migrations-situationen Innovationen geleistet und neue Lösungen hervorgebracht werden zur

Überwindung von Krisen, in denen die Routinen des Alltagshandelns versagen. Es ist die Aufgabe der Forscher, konkrete Praxis als Antwort auf vorgegebene Probleme verstehen zu lernen, deren Formulierung noch aussteht.“ (Apitzsch 2003, 72)

Aus der biographieanalytischen Perspektive bedeutet das, die phänotypisch erscheinenden (vgl. Lewin 1927/1967) Ähnlichkeiten von ‚migrationsbedingten‘ Erkerankungen in ihrer biographischen Genese und im Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens zu rekonstruieren. Lewin (ebd., 28) weist in seiner erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung mit der Begriffsbildung in der Psychologie auf die Unterscheidung „phänotypisch/genetisch“ hin:

„Geschehnisse, die phänotypisch sehr nahe verwandt sind, können ihrem konditional-genetischen Typus nach sehr verschieden sein, und umgekehrt können ihrem konditional-genetischen Typus nach gleiche oder sehr nahe verwandte Geschehnisse ganz verschiedenen Phänotypen angehören.“

Um also Lebensgeschichten nicht nach rein merkmalsorientierten Eigenschaften nachzuzeichnen und sie insofern zu vergleichen, ist eine konsequent rekonstruktive Analyse der genetischen Struktur, der Regeln der Strukturzeugung erforderlich. Wenn wir in Biographien von MigrantInnen auf Krankheit treffen, heißt das nicht automatisch, dass die Erfahrung von Migration als eine hierfür vorrangige Konstitutionsbedingung bei all denjenigen anzusehen ist, die eine Migrationsgeschichte teilen. Der Blick liegt nicht auf dem singulären Ereignischarakter der Migration und/oder der Krankheit oder der Erfahrung von Arbeit, sondern auf der lebensgeschichtlichen Genese und den damit verknüpften Haltungen der BiographInnen. Um diesen wechselseitigen Konstitutionsprozess wird es in dieser Arbeit gehen. So treffen wir zwar auf ein allen MigrantInnen gemeinsames Phänomen wie „Krankheit“, denen aber sehr verschiedene lebensgeschichtliche Genesen und gegenwärtige biographische Gesamtzusammenhänge zugrunde liegen, wohingegen wir trotz ähnlicher<sup>5</sup> biographischer Verläufe auf die verschiedensten, für die jeweilige Lebenspraxis relevanten Phänomene stoßen können.

Der Zusammenhang von Migration und Krankheit, also die Entstehungsbedingungen und biographischen Konsequenzen und Bedeutungen in ihrem lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Veränderungsprozess können nicht gleichsam deduktiv aus objektivierenden Erklärungsmodellen abgeleitet werden. Aber auch umgekehrt kann nicht induktiv von Einzelementen auf eine „Großkategorie“, wie die einer Persönlichkeitsorganisation der BiographInnen oder auf ein Gesamtbild sozialstruktureller Bedingungen von MigrantInnen geschlossen werden.

---

5 So können oberflächlich als zunächst ähnlich erscheinende Lebensereignisse wie die Eintragung eines falschen Geburtsdatums (siehe Fallgeschichte Zeki Aksoy) eine völlig verschiedene biographische Relevanz und damit einen unterschiedlichen biographischen Konstitutionscharakter für die Gegenwart haben.

Mit der biographieanalytischen Rekonstruktionsmethodologie wird vielmehr ein abduktives Vorgehen (vgl. Peirce 1933/1980) gewählt, in dem sich dem Forschungsgegenstand nicht mit vorab festgelegten Theorien, Klassifikations- und Variablensystemen angenähert wird, sondern in einer rekonstruktiven Analyse am Gegenstand entlang Hypothesen gebildet werden, die im gesamten Forschungs- und Auswertungsprozess überprüft und verändert werden.

Bei der Erhebung und Auswertung wird zunächst keine Einschränkung auf Teilaspekte oder einzelne Lebensphasen vorgenommen, sondern die Bedeutung eines einzelnen Phänomens oder einer einzelnen biographischen Aussage wird erst über den die Struktur der biographischen Gesamtgestalt erfasst.

Dieser Zusammenhang konstituiert sich im jeweils gegenwärtigen Kontext von Biographien, in denen mit lebensgeschichtlichen wie gesellschaftsgeschichtlichen Bedingungen handelnd umgegangen wird. Problemkonstellationen und biographische Verläufe sind keine statisch zu beschreibenden Größen, sondern sie werden im Laufe der Lebensgeschichte immer wieder neu bearbeitet. Die vor, im und nach einem Migrations- und Krankheitsprozess auftretenden relevanten Ereignisse und die biographische Bearbeitung werden deshalb als ein Gesamtprozess bzw. Gesamtgeschehen betrachtet, aus dem nicht einzelne Elemente ohne Analyse der anderen erklärt werden können.

## **Zum Konzept der Biographie**

Biographien werden in professionellen Kontexten routinemäßig in Form von Anamnesen bzw. Anamnesedaten erhoben. Die Erhebung einer Krankengeschichte orientiert sich an faktischen biographischen Daten, sie werden als ein Mittel im Zugang zur Lebenswirklichkeit von Menschen angesehen, um festzustellen „wen man vor sich hat“ und „um was es geht“. Nach den biographischen Aussagen wird versucht, sich ein Bild über das Leben eines Individuums durch das Inkenntnissetzen über biographische Ereignisse und Besonderheiten (im interkulturellen Kontext beispielsweise, Geschwisterposition, ländliche oder städtische Herkunft etc.) zu machen, um anschließend auf die Bedeutung der jeweiligen Umstände zu schließen.<sup>6</sup> Biographie und eine tatsächlich durchlebte Lebensgeschichte werden dabei oftmals gleichgesetzt. Die biographieanalytische Forschungshaltung geht im Gegensatz dazu grundlagentheoretisch von einem Biographiekonzept aus, das auf einem wechselseitigen Konstitutionsprozess vom gelebten Leben und der erinnernden und erzählerischen Zuwendung zu diesem beruht, der immer in Auseinandersetzung und im Kontext konkreter und vergangener Gesellschaftsgeschichte stattfindet. Das Konzept der Biographie lässt sich folgendermaßen pointiert zusammenfassen:

- Biographie ist vor allem ein gesprochener Text, eine Versprachlichung. Sie ist nicht das „gelebte Leben“, der reale Lebensverlauf.

---

6 Anders hierzu die diskutierte Anamnesepraxis in Adler u. Hemmeler 1989.

- Das gelebte Leben, d.h. der lebensgeschichtliche Verlauf, und das textlich dargestellte Leben oder erzählte Leben sind verschieden, sie konstituieren sich aber wechselseitig.
- Wie eine Biographie erzählt wird, also die Art und Weise des biographischen Textes bzw. der Versprachlichung hängt vom gelebten Leben ab.
- Die Erzählung über das eigene Leben hat eine biographische Funktion. Sie wird als biographische Arbeit verstanden, die für eine sinnstiftende Interpretation des eigenen Lebens und damit als Mittel zur Handlungsorientierung erforderlich ist.
- Biographie ist ein soziales Konstrukt, in dem Individuum und Gesellschaft interagieren. Sie bildet einen Schnittpunkt zwischen gesellschaftlich Vorgefundenem und handelnd konstituierten Prozessen. In Biographien geschieht eine Aneignung von Gesellschaft durch das Subjekt. Das Leben und die Erzählungen darüber (oder Verschweigen) sind nicht nur eine individuelle Leistung, sondern sie sind sozial konstituiert.

Das Konzept von Biographie wird im sozialwissenschaftlichen Forschungskontext als ein dialektisches Verhältnis zwischen gesellschaftlich angebotenen Mustern und sich darauf beziehenden Handlungsaktivitäten von Individuen verstanden.

Strauss (1985) übertrug diesen dialektischen Konstitutionsgedanken auf Krankheits- und Leidensprozesse und führte den Begriff *trajectory* ein, um das in einem biographischen Verlauf sich entwickelnde Wechselverhältnis zwischen AdressatInnen von Hilfeleistungen und Professionellen zu beschreiben. Neben der Prozessierung arbeitet Strauss die steuernden Anteile von chronisch kranken PatientInnen – so sein spezifischer Forschungskontext – heraus:

„The initial diagnostic work is, of course, only the beginning of the trajectory work. Chronic illness often insures that the first phases in trajectory work are done by patients themselves“ (ebd., 21).

Für Strauss ist das Trajectory-Konzept das „Herzstück“ seiner Handlungstheorie, in der das Handeln und die Handlungsfähigkeit des Individuums zentral sind, auch dann, wenn es um Krankheitsprozesse bzw. Prozesse des Leidens geht. Schütze (vgl. 1981, 1995) übersetzte dieses Konzept als *Verlaufskurve*. In seiner Konzeptualisierung des Trajectory-Begriffes erweitert Schütze den handlungstheoretischen Ansatz von Strauss und stellt die Prozesse des Erleidens in den Mittelpunkt. Nach Schütze werden in diesem Verlaufskurvenmodell die Betroffenen zunehmend heteronomen Einflüssen ausgesetzt, sie werden zunehmend passiv und geraten in konditionelle Ereignisverkettungen und unterwerfen sich mehr und mehr institutionellen Behandlungs- und Ablaufmustern. Im Unterschied zu Strauss wird im Konzept von Schütze das reaktive Moment von Verlaufskurvenprozessen betont, da der Faktor des Leidens im

handlungsbetonten Ansatz von Strauss, so Schütze (1995, 126), zu kurz kommen:

„Der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve ist durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet: die Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen. Im Laufe der verhängnisvollen Verkettung von Ereignissen werden sich die Akteure untereinander und auch sich selbst gegenüber fremd.“

Die Entwicklung einer leidvollen Verlaufskurve wird darin nach einem durch autonome und heteronome Strukturierungen sich herstellenden biographischen Verlauf eines biographischen Akteurs und der am Prozess beteiligten Akteure ausgeleuchtet. Strauss (1985, 8) differenzierte sein Konzept der Verlaufskurve (trajectory) mit dem Begriff der „illness trajectories“, mit dem er versuchte, den einfachen Begriff des Krankheitsverlaufs (course of illness oder illness course) in einer übersteigenden Komplexität zu erfassen:

„*Course of illness* is then, both a commonsense and professional term. In contrast, *trajectory* is a term coined by the authors to refer not only to the physiological unfolding of a Patient's disease but to the total *organization of work* done over that course, plus the *impact* on those involved with that work and its organization.“

## **Ereignen, Erinnern, Erzählen**

Erzählen von lebensgeschichtlichen Erfahrungen und über Gegenwärtiges ist ein alltäglicher Vorgang, der aber auch zu Forschungszwecken und in den verschiedensten professionellen Disziplinen (Medizin, Psychologie, Soziale Arbeit) als Zugang zu individuellen wie auch kollektiven Welten herangezogen wird. Rosenthal (1995) begründet eine (forschungs-)analytische Perspektive auf diesen sowohl alltäglichen als auch komplexen Vorgang, indem sie den Homologieschluss von Erzählung und Ereignis aufhebt, um sie in ihrem wechselseitigen Konstitutionsprozess zu analysieren. Dabei geht sie von der Grundannahme aus, dass Erzählen und der Blick auf die Vergangenheit oder Gegenwart aus einer spezifischen Perspektivität heraus geschieht, dass das Erlebte im Erinnerungsprozess sich anders darstellt als in der Situation des Erlebens.

Rosenthal konzipiert den Vorgang von Ereignis bzw. das sich darauf beziehende Erleben und die Erzählung als ein dialektisches Verhältnis der wechselseitigen Durchdringung von sich Ereignen, Erinnern und Erzählen. Dies führt zu der Frage nach dem Zusammenhang von Leben und Text. Rosenthals Überlegungen, sich auf die Phänomenologie Husserls (vgl. Rosenthal 1995a) und die gestalttheoretische Konzeptionalisierung Gurwitschs (1957/1974) stützend, beziehen sich auf die sich im Bewusstseinsakt darstellende noemati-

sche Seite sowie die noetische Seite der Wahrnehmung, dem Akt der Zuwendung zu dem sich Darstellenden. Von einem dialektischen Ansatz ausgehend diskutiert Rosenthal die Frage der Konstanzannahme eines noematischen Ereignisses:

„Die erlebte Lebensgeschichte kann weder als ein sich konstant anbietendes Objekt verstanden werden, das je nach Perspektive und Stimmung vom Autobiographen unterschiedlich erinnert und präsentiert wird, noch als ein durch die Zuwendung beliebig konstruierbares Objekt. Ich vertrete vielmehr die Annahme: Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewußtsein in der Erlebenssituation anbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in der Gegenwart des Erzählens. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis.“ (Rosenthal 1999, 20)

Indem sowohl von einer strukturierten und strukturierenden Eigenschaft des sich der Wahrnehmung anbietenden Ereignisses (noema) und der sich darauf intentional beziehenden und gleichzeitig herstellenden Eigenschaft der Erinnerung (noesis) ausgegangen wird, gelingt es die dualistische Konzeption von Noema und Noesis aufzuheben:

„Welches Noema in welchem noematischen System sich mir anbietet, hängt *auch* von der Art meiner Zuwendung ab. Doch andererseits konstituiert sich die Zuwendung durch das Noema. [...] Je nachdem, wie ich mich dem Gegebenen zuwende, erscheint es mir als etwas anderes.“ (Rosenthal 1999, 39).

Erzählungen über Vergangenes bilden demnach nicht ab, „wie es war“, sondern im *Wie* des Redens spiegelt sich das *Wie* der Zuwendung wider, das sich aber durch ein erlebtes Ereignis konstituiert. Die Zuwendung zur Vergangenheit ist an die Gegenwart des Erzählers gebunden. Die Haltung des Erzählers, der Blick auf die Vergangenheit ist abhängig von dem, was in der Gegenwart ist und wie das Erlebte ihn veranlasst, das Leben „so“ zu sehen. Das erlebte Lebensereignis wirkt also auch auf die gegenwärtige Zuwendung zur Vergangenheit ein. Beide Wahrnehmungsseiten, die noematische und die noetische, stehen in einer durchgehenden Interdependenz zueinander: Wenn wir über Vergangenes oder auch Gegenwärtiges reden, vollzieht sich ein komplexer Vorgang, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft integriert, verarbeitet und immer wieder neu bearbeitet, reproduziert und transformiert werden. Im Rückblick auf die Vergangenheit wird eine jeweils spezifische Vergangenheit geschaffen (Rosenthal 2002).

*Was bedeutet das für den Prozess des Erinnerns und des Erzählens? Was bedeutet das für die Analyse biographischer Selbstdarstellungen, die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen?*

Wenn wir davon ausgehen, dass die erzählte und erlebte Geschichte sich wechselseitig konstituieren, dann verfolgt die Analyse erzählter Lebensgeschichten nicht das Auffinden „objektiver“ Ereignisse und der sich darauf beziehenden subjektiven Deutung<sup>7</sup>, damit würde die Dichotomie von Ereignis und Erzählung perpetuiert. Sondern es wird davon ausgegangen, dass das erlebte Leben einen konstitutiven Anteil an der aktuell erzählten Lebensgeschichte hat:

„Die dialektische Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen bedeutet also unter anderem: Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor. Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben.“ (Rosenthal 2002, 137)

Erlebnis, Erinnerung sowie die gegenwärtige Situation und die aktuelle Perspektive beeinflussen sich im Erzählvorgang wechselseitig und gestalten so die Präsentation während der Erzählzeit.

Erinnern und Erzählen bedeuten auch immer eine Selektion aus dem Vorrat der Erinnerungen und eine Aneinanderreihung von erinnerten Ereignissen, die in diesem Prozess des Erzählens sinnhaft verknüpft werden. Aus gestalttheoretischer Perspektive geschieht das nicht durch einzelne Stimuli oder durch assoziative Verknüpfungen. Ob gegenwärtige Erlebnisse mit vergangenen verknüpft werden, hängt nicht von der Identität ihrer Elemente ab, sondern von der gemeinsamen Bedeutung, die sie verbindet (vgl. Rosenthal 1995a, 73). Diese Verbindung ist als ein Verhältnis vom Teil zum Ganzen und vom Ganzen zum Teil zu verstehen:

„Jedes Erlebnis ist aus der Kontinuität des Lebens herausgehoben und ist zugleich auf das Ganze des eigenen Lebens bezogen. [...] Auch die Weise, wie es durch seine Verarbeitung im Ganzen des Lebensbewusstseins ‚aufgehoben‘ ist, geht über jede ‚Bedeutung‘ grundsätzlich hinaus, von der einer selbst zu wissen meint. Indem es

---

7 Entscheidend an dieser Konzeption ist, dass sie von einer Konstanz des Wahrzunehmenden, also der objektiven Ereignisse ausgeht. Zu diesem konstanten Objektiven kommt dann a) in der Situation des Erlebens und b) im Rückblick auf dieses Ereignis durch den Wahrnehmungs- und Erinnerungsakt noch etwas Subjektives hinzu (vgl. Rosenthal 1995, 15). Diesem Dualismus von erlebter und erzählter Lebensgeschichte „geht oft bereits der von Ereignis und Erlebnis voraus. Die erlebte Lebensgeschichte zerfällt in objektiv Stattgefundenes und subjektiv Verfälschtes. Man macht sich dann also nicht nur auf die Suche nach dem vormalig Erlebten, sondern nach den Ereignissen selbst, die gereinigt vom Subjektiven, die Weihen der Objektivität erhalten.“ (Ebd., 14)

selbst im Lebensganzen darin ist, ist auch das Ganze gegenwärtig.“ (Gadamer 1966/1990, 75)

Eine Erinnerung und eine darauf bezogene Erzählung besitzen demnach keine unabhängige Eigenschaft. Für die Analyse von Lebensgeschichten ist dann davon auszugehen, dass Erinnerungen in Form von biographischen Äußerungen nicht als Einzeläußerungen zu verstehen sind, sondern erst aus dem Gesamtzusammenhang verständlich werden. Wenn wir davon ausgehen, dass einzelne Teile die Gestalt einer Lebenserzählung bestimmen, dann bedeutet das auch, sich von einer Normalvorstellung zu verabschieden *wie* eine Lebenserzählung chronologisch erzählt werden sollte. D.h. die Reihenfolge des Erlebens unterscheidet sich zur Reihenfolge der Erinnerung; eine thematische Ähnlichkeit von Erlebnissen ist dominanter als deren zeitliche oder räumliche Nähe.<sup>8</sup>

Wenn sich beispielsweise eine Biographin im Interview während ihrer Erzählung über ihre glückliche Kindheit an eine Szene mit ihrem Vater erinnert, in der ihr Wunsch nach einer Puppe vom Vater abgelehnt wurde,<sup>9</sup> so stellt sich die Frage, warum erinnert sie sich gerade jetzt daran? Welches biographisch relevante Thema wird damit verknüpft? Welche gemeinsame Bedeutung verbindet diese Geschichte mit der gegenwärtigen Sicht, also der Zuwendung in der Gegenwart? Was steuert diese selektive Erinnerung und wie beeinflusst die gegenwärtige Situation den Erzählvorgang?

Im genannten Beispiel könnte man vieles „hineininterpretieren“, oder auch die Frage stellen, ist das wirklich „genau so“ geschehen? Unter erstgenanntem Aspekt kommt z.B. die Bedeutung des versagenden Vaters, des enttäuschten Kindes, eine erlebte Mangelsituation durch Geldnot in Betracht; bezogen auf die zweite Fragestellung ist das Erkenntnisinteresse auf eine objektivierbare Wirklichkeit ausgerichtet. Betrachten wir die Aussage aber im Zusammenhang mit den Ergebnissen der Gesamtanalyse, also der diese Stelle als Feinanalyse enthaltenden Fallrekonstruktion, so können wir in diesem Aussagespartikel, der kleinen erinnerten Geschichte, „Spuren“ der biographischen Gesamtsicht finden. Neben der Selbstdarstellung einer selbstbewussten „Kämpfernatur“ ist für diese Biographin die anerkennende Beziehung zum Vater dominant, die mit der Unterdrückung ihrer Weiblichkeit einherging. In der „Puppengeschichte“ zeigt sich dieses Thema „unkontrolliert“ mit eingewoben,

8 Rosenthal verbindet in ihrer phänomenologischen Interpretation der Gestalttheorie die Phänomenologie Husserls mit der Gestalttheorie von Gurwitsch (1929, 1957/1974).

9 Frau Suzan Kara spricht folgendermaßen darüber: *„In unserer Kindheit hat nichts gefehlt. Einmal im Monat kamen die Spielsachen, was wir uns wünschten, ich habe mir so sehr eine Porzellanpuppe gewünscht (2) Mein Vater hat gesagt: ‚,warum sollst du mit Puppen spielen also das passt mir gar nicht‘. (1) aber alle andern haben Puppen, ich hab keine Puppe hab ich gesagt, ich möchte auch eine, ja dann hat er zu mir gesagt, sehr wahrscheinlich wollt er keine kaufen, er hat gesagt: ‚Ja wir ham aber diesen Monat wenig Geld also warten wir lieber‘.“*

denn, wie sich später zeigt, ist das Thema Weiblichkeit in ihrem Leben immer noch ein Thema, das sie mit viel Lebensenergie zu bearbeiten versucht. In der latenten biographischen Gesamtsicht der Biographin zeigt sich, wie die sich für sie aus der Erinnerung darbietende Situation mit dem gegenwärtigen Thema verknüpft war. Der Ausschnitt der Erinnerung bezieht sich auf das Verbot des Vaters gegenüber seiner Tochter mit Puppen zu spielen, da sie als Junge erzogen werden sollte; zum damaligen Zeitpunkt konnte sie die in der Beziehung zum Vater stattfindende Geschlechterhierarchie in ihrer situativen Bedeutung noch nicht überschauen. Durch die Strukturrekonstruktion der biographischen Selbstpräsentation wird deutlich, dass es sich bei dieser Erinnerung um eine biographisch-thematische Verbindung einer gegenwärtig erlebten betrieblichen Geschlechterhierarchiestruktur und einer ehemals familial konstruierten Geschlechterentwertung handelt.<sup>10</sup> Aus der gegenwärtigen, intentional gesteuerten Perspektive findet zwar eine Reinterpretation des vergangenen Erlebnisses statt, denn aus der Gegenwartsperspektive nimmt die Biographin diese Kindheitserinnerung als Indiz einer innigen Vater-Tochter-Beziehung, in der sie heute ihre Ressource zur Selbstbehauptung verortet.<sup>11</sup> Im früheren Erleben, so zeigt die thematische Verknüpfung, findet jedoch das Bemühen statt, den väterlichen Idealen zu entsprechen und die Wünsche eines Kindes nach einer Puppe den übertragenen Männlichkeitsidealen unterzuordnen. Die heutige Perspektive, die als durch den Vater hervorbrachte „Kämpfernatur“ evaluiert wird, bildete sich durch die nachfolgende lebensgeschichtliche Erfahrung, die zur biographischen Gesamtsicht führt. Die Gesamtgestalt der biographischen Präsentation ist sowohl individuell als auch sozial konstituiert: Denn wie die Biographin sich gegenüber der strukturellen Geschlechterentwertung in Beziehung setzt und durch Aufbietung ihres „Kampfgeistes“ einsetzt, ist sowohl lebens- und familiengeschichtlich verankert als auch als soziales Muster vorgegeben.<sup>12</sup>

Wenn wir von einer biographischen Gesamtgestalt von Erlebtem, Erinnerungtem und Erzähltem ausgehen, dann hat das eine weitreichende Konsequenz für die Haltung gegenüber autobiographischen Erzählungen. Mit diesen theoretischen

10 Die Fallgeschichte der Biographin Suzan Kara wird in dieser Arbeit nicht ausführlich dargestellt. Sie fließt als eine weitere Fallrekonstruktion in die Verallgemeinerung mit ein.

11 So interpretiert die Biographin aus heutiger Sicht ihre Erziehung beispielsweise folgendermaßen: „*Meinem Vater habe ich viel zu verdanken (1) (leise) heute immer noch, wahrscheinlich hat er (1) was Gutes getan für mich denk ich jetzt, es wusste ja keiner, dass ich eines Tages in ein so fremdes Land gehe und alleine kämpfen musste.*“

12 „*Ja da hat natürlich der Kampf angefangen (leise) ich hab doch diese Kampf angefangen aber jetzt bin ich auch fast acht Jahre in diese Job (...) ja aber ich sag Ihnen nochmal ich kämpfe immer noch ich kämpfe so (2) ja ich, ja diese Kämpfen okay ich sagte ja ich bin eine (1) Kämpfernatur ja. Ich kann nicht locker lassen.*“

Überlegungen zum alltäglichen Vorgang des Erinnerns und Erzählens wird eine spezifische Analyse- und Gesprächshaltung innerhalb des biographieanalytischen Forschungsprozesses, sowohl in der Datenerhebung als auch bei der Auswertung des erhobenen Materials, begründet. Dies soll im Folgenden erläutert werden.

## **Autobiographische Alltagserzählungen und Forschungsrelevanz**

Die paradigmatische Forschungshaltung orientiert sich am Prinzip der Offenheit und am Prinzip der Kommunikation, womit eine hypothesengeleitete Datenerhebung vermieden wird. Um Auskunft über die im Forschungsprozess relevanten Phänomene zu erhalten, zielt eine biographieanalytische Studie auf den Prozess des Geworden-Seins und auf den Prozess der Entstehung in der Gegenwart. Dabei wird nicht entlang eigener Forschungsrelevanzen Wissen abgefragt, sondern durch die Eröffnung eines gestaltoffenen Raums soll sich eine individuelle biographische Gestalt entlang des jeweils eigenen Relevanzsystems entwickeln können. Die Fokussierung einzelner Lebensabschnitte geschieht nicht modellartig, etwa einer chronologischen (und damit auch einer kulturzentristischen, beispielsweise linearen) Phasierung, sondern entlang der Relevanzsetzungen der BiographInnen. Nicht die Vorgeschichte einer Krankheit steht im Mittelpunkt des Interesses bzw. eine Krankengeschichte oder Migrationsgeschichte, sondern die „Gesamtbiographie“ mit ihren jeweiligen historischen, psychologischen und gesamtgesellschaftlichen, thematischen und temporalen Verweisen. Beabsichtigt ist, längere eigenstrukturierte Erzählungen über selbsterlebte Erlebnisse durch die GesprächspartnerInnen zu erhalten. Denn Erzählungen bergen nach erzähltheoretischer Perspektive die größtmögliche Annäherung an das Erleben und Handeln in der Vergangenheit, im Gegensatz zu Beschreibungen und Argumentationen, in denen eher gegenwärtige Haltungen, Einstellungen und Kognitionen gemäß der sozialen Erwünschtheit formuliert werden. Bei den im vorliegenden Forschungskontext im Zentrum stehenden biographischen Präsentationen türkischer MigrantInnen wird nicht von einer – wie Matthes (1985, 315) kritisiert – normativ und universalistisch unterstellten narrativen Kompetenz als Ergebnis einer gelungenen Sozialisation ausgegangen, die unabhängig von sozialer und kultureller Erzählkultur eigene Erfahrungen sozialer Ereignisse retrospektiv verarbeitet und kommunikativ darbietet.

„Insbesondere am Material lebensgeschichtlicher Erzählungen lässt sich schließlich (mühevoll) ablesen, daß nicht einfach fraglos von der in westlichen Kulturen unterstellbaren ‚All-Kompetenz‘ des einzelnen Erzählers für die erzählerische Wiedergabe der mit ‚seinem‘ Leben verknüpften Abfolgen von Ereignissen ausgegangen werden kann: filiale Treue-Beziehungen etwa beschränken die Wahrnehmung von (nach unserer Konzeptualisierung augenfälligen) inter-generationellen Konflikten in der Abfolge der jeweils eigenen Lebensereignisse und *verbieten* nicht nur etwa de-

ren Erzählen gegenüber anderen (weshalb auch die Charakterisierung solcher ‚Erzählausfälle‘ als ‚Erzähltabus‘ fehlgeht) [...] die erzählten Ereignisabfolgen mögen nach genealogischen Gesichtspunkten organisiert sein, in denen sich die familiäre Definition von ‚narrativen Kompetenzen‘ spiegelt, und die erzählten Inhalte, die ‚Geschichten‘ mögen daher gerade nicht nach den an unserer Kultur abgelesenen Kriterien der ‚Direkterzählung‘ und der ‚Geschichten aus zweiter Hand‘ unterscheidbar sein, und zwar nicht aus Gründen eines ‚Irrtums‘ oder ‚erzählerischen Fehllaufens‘ auf Seiten des Erzählers, sondern aus Gründen der unterschiedlichen kulturellen Organisation von Wirklichkeiten, auf die sich sein Erzählen bezieht und in die die Definition seiner narrativen Kompetenzen eingebettet ist.“ (Ebd.)

Der Aneignung kultursoziologischen Wissens zur Vermeidung erzählanalytischer Universalismen setzt Oevermann (1993, 19) entgegen, dass gerade eine lebenspraktische Fremdheit methodisch zum Vorteil werden kann. Denn dann trifft zu, was er (ebd., 17) mit der Differenz zwischen „praktischem Verstehen“ und „methodischem Verstehen“ meint. Dem praktischen Verstehen ist das Vertrautmachen und in diesem Zuge das Vermeiden von Naivität immanent. Beim methodischen Verstehen geht es um die Distanzierung vom Gegenstand, mit dem Ziel, eine vorschnelle Subsumierung unter „Bekanntes“ (wie im Falle einer Erzählkultur) zu vermeiden, sondern vielmehr zu rekonstruieren, welche Regeln welche Bedeutung erzeugen.

„Da für den Erfahrungswissenschaftler sein Untersuchungsgegenstand per se eine Fraglichkeit und eine Befremdlichkeit bedeuten muß und für ihn gerade auch das fraglich erscheinen können muß, was für den praktischen Alltagsmenschen ganz unproblematisch und alltagspraktisch bewährt erscheint, tut er sich viel leichter, wo ihm auch von seiner praktischen Vorkennntnis her schon sein Untersuchungsgegenstand fremd ist und wo er nicht erst einen Gegenstand durch methodische Vorkehrungen aus der praktischen Vertrautheit herausreißen und auf Distanz bringen muß.“ (Oevermann 1993, 19)

Da bei den biographischen Darstellungen der aus einer anderen Kultur stammenden Gesprächspartner genauso wie bei Mitgliedern der gleichen Kultur nach der sozialen und individuellen Konstituiertheit von Erzählung und Erleben gefragt wird, wird ohne die von Matthes geforderte kategoriale Heranziehung einer Kultur vergleichenden Kategorie<sup>13</sup> dieser Forderung insoweit entsprochen, als bei der kommunikativen Annäherung nicht von einer dominanten (beispielsweise chronologischen oder thematisch auf die Vorgaben bezogenen) Erzählstruktur ausgegangen wird. Vorteil dieser Art der Datenerhebung ist, dass sie gerade nicht von einer kulturgebundenen Selbstdarstellung ausgeht und damit keine „Vorab-Kulturalisierung“ vornimmt, sondern sich dafür interessiert, *wie* in einem bestimmten sozialen Raum oder in bestimmten Situationen unter den Einwirkungen gesellschaftlicher, institutioneller und

13 Matthes (1984, 324) spricht in diesem Zusammenhang von der Gefahr einer durch methodologische und wissenstheoretische Grundlegung erzeugte eurozentrische Perspektive erzählanalytischer Verfahren.

kultureller Vorgaben Erzählungen erzeugt werden. Ausgangspunkt bilden dann nicht „monokulturelle Prototypen“ (Mecheril 2003, 200), wie sie sich in der Annahme einer homogenen Erzählkultur und einer daraus abgeleiteten kulturgebundenen Erzählkompetenz wiederfinden. (Vgl. Matthes, 1985). Es geht vielmehr darum, wie sich Individuen zu vorgegebenen Strukturen reflexiv und handlungspraktisch ins Verhältnis setzen.<sup>14</sup> Individuen werden damit nicht „als Gefangene ihres kulturspezifischen Orientierungssystems“ (ebd., 199) gesehen. Im biographisch-erzähltheoretischen Zugang werden biographische Präsentationen in ihrer Eigenheit gleichermaßen als Produkt individueller Sinnsetzungen wie als Auswirkung gesellschaftlicher und institutioneller Einwirkungen betrachtet. So wird im Falle von chronologisch ungeordneten und fragmentierten Erzählungen sowie bei Erzählabbrüchen oder bei der wahrzunehmenden Dominanz argumentativer und beschreibender statt erzählender Darstellungsschemata nicht von einem individuellen Defizit oder von einem Einfluss kulturgebundener Erzählschemata ausgegangen. Die soziale Konstitution mitberücksichtigend, wird die Erzählung im Prozess ihres Geworden-Seins und in ihrer jeweiligen gegenwärtigen Funktion betrachtet. Dies wirft nicht nur ein Licht auf als „fremd“ angenommene Kulturkreise und deren Spezifika in der Darstellung oder des Vermeidens von Erzählungen über persönliche Sachverhalte, sondern auch auf gesellschaftsimmanente Strukturierungen biographischer Präsentationen. So kann sich beispielsweise ein fehlender narrativer Bezug zur eigenen Lebensgeschichte herstellen, wenn Experten des medizinischen Systems die Definitionsgewalt über Lebensgeschichten übernehmen (vgl. Riemann 1985, 381) oder die Steuerung lebensgeschichtlicher Ablaufmuster ohne eigene Handlungsplanung sozial auferlegt wurde (Goffman 1961). Dass ein entindividualisierender Lebenskontext, wie der von Ordensschwestern und Mönchen, zum Bruch zwischen individueller Aktivität widerspiegelnder und nicht ich-bezogener Darstellung führt, arbeitet Rosenthal (1995a) heraus. Sozial erwünschte oder fragmentierte Lebenserzählungen und/oder das Vermeiden von Vergangenheit thematisierenden Erzählungen können zudem nicht nur – wie von Matthes betont – im interkulturellen Zusammentreffen von ForscherInnen und GesprächspartnerInnen zustande kommen, sondern auch durch die Wirkung traumatisierender Lebensereignisse<sup>15</sup> und einer die Interviewsituation prägenden unsicheren Gegenwart und Zukunft.<sup>16</sup> Ein Rückgriff auf allgemein kulturwissenschaftliches Wissen über Erzählkulturen anderer Gesellschaften“ (Matthes 1995, 316) führt zu einer Unterkomplexität hinsichtlich der Konstitutionsbedingungen biographischer Präsentationen, die dann, dem Interesse geradezu gegenläufig, wieder zu

14 Siehe hierzu die kritische Diskussion Mecherils (2003) zur „Naturalistischen Determinierung durch Kultur als Normalfall“.

15 Zu Spuren traumatischer Lebensereignisse in biographisch narrativen Interviews siehe Loch 2002.

16 Diskutiert in Rosenthal (2002a) im Zusammenhang mit einem biographisch narrativen Interview, das mit einer sich im Asylverfahren befindenden Familie geführt wurde.

„Lasten der Individualität des Fremden“ (vgl. Simmel 1968, 764-771) geht. Die Annahme, dass kulturelle Regeln einseitig die Zuwendung zur Lebensgeschichte bestimmen, vernachlässigt den konstitutiven Charakter lebensgeschichtlicher Ereignisse auf die biographische Darstellung:

„Die Präsentation der eigenen Lebensgeschichte basiert zwar auf kulturellen Regeln und Mustern, die im Laufe der Sozialisation internalisiert werden. Dies kann jedoch nicht derart verstanden werden, daß der Autobiograph seiner erlebten Lebensgeschichte erlernte Muster überwirft und ihr dadurch Ordnung verleiht. Vielmehr erlegt die erlebte Lebensgeschichte dem Autobiographen je nach seiner Zuwendung eine spezifische Ordnung auf. M.a.W.: Ebenso wie die Erzählung strukturierend auf das Erinnerungsnoema wirkt, wirkt das vorstellig werdende, zumindest teilweise geordnete Erinnerungsnoema strukturierend auf die Erzählung.“ (Rosenthal 1995a, 113)

### **Biographisch narrative Gesprächsführung**

Forschung im interkulturellen Kontext bedeutet für Matthes (1985), sich an kulturellen Basisregeln zu orientieren, in der die wechselseitige Übereinkunft besteht, dass niemand in einer Situation das Gesicht verlieren darf. Daraus entwickelte er eine Grundregel für die interkulturelle Forschungshaltung:

„Nimmt sie ihren eigenen Ansatz ernst und folgt sie dem Prinzip der Offenheit, dem Grundsatz des Verzichts auf theoretische Strukturierung ex ante, und wird dieses Prinzip in der Durchführung interkultureller Forschung auch kulturadäquat umgesetzt, dann steht ihr auch offen, sich auf die kulturelle Regelhaftigkeit ihres Untersuchungsfeldes einzulassen. Mit der Bekundung des Interesses seitens des Forschers, zu einem Thema gerade die Wahrnehmungen und Relevanzen des anderen mitgeteilt zu bekommen, erbringt der Forscher eine Vorleistung im kulturellen Wechselspiel des Gesicht-Wahrens: er legt seine Unwissenheit offen und fordert gerade nicht durch bestimmte Fragen das Wissen des anderen heraus. Das in der Gestaltung ihm überlassene Erzählen des Partners ist nun im Gegenzug ein Beitrag zum Ausgleich des Nicht-Wissens beim Fragenden, wodurch in der Folge dieser wiederum in die Lage versetzt wird, ergänzende Fragen zu stellen, die an die Vorgaben des Erzählenden anknüpfen.“ (Matthes 1985, 321)

Schlussfolgernd formuliert Matthes folgende forschungspraktischen Gebote für den interkulturellen Forschungskontext: a) das der erkennbar un-instrumentellen Offenheit, b) das des Verzichts auf jedes Hinführen des anderen auf eigene Vorgaben und c) das der Vermeidung jedes Anscheins eines eigenen ‚going native‘. Erst unter Einhaltung dieser Maßgaben kann sich – so Matthes – kontrolliertes Fremdverstehen entwickeln. (Ebd.)

Diese respektvolle Fremdheitshaltung entspricht der biographisch narrativen Gesprächsführung, wie sie im Erhebungsinstrument des „biographisch-

narrativen Interviews“ zur Anwendung kommt<sup>17</sup>. Erklärte Grundhaltung ist dabei die Einnahme einer ethnographischen Perspektive (Alheit 2001, Schütze 1994a), d.h. einer systematischen Fremdheitsperspektive, die unabhängig von der jeweiligen Fragestellung eine vorzeitige Themensetzung vermeidet. Mit der Einnahme des unvoreingenommenen Blicks und der offenen Kommunikationshaltung wird davon ausgegangen, dass wir als ZuhörerInnen bzw. ForscherInnen nicht vorab definieren, was zu einem Thema gehört und was nicht und wie sich die Verknüpfung der Themen gestaltet. Diese Herangehensweise verabschiedet sich von dem Wunsch nach fokussiertem Verstehen auf Seiten der ForscherInnen, in denen forschungsrelevantes Wissen abgefragt wird. Sie bedeutet gleichzeitig das Verlassen institutioneller Kommunikationsstrukturen und damit eine „Veränderung der Interaktionsordnung“ (vgl. Hanses 2002), wie sie in professionellen Frage- und Antwortschemata etabliert ist und beispielsweise in Form von Anamneseleitfäden realisiert wird. Solche Erhebungsinstrumente bringen ForscherInnen (und im institutionellen Kontext: die Professionellen) in die Rolle der wissenden Experten und damit in eine distanzierte Haltung gegenüber den GesprächspartnerInnen.

In meinem Forschungsprozess verdeutlichte sich dies besonders bei jenen InterviewpartnerInnen, die durch den medizinischen Fragestil daran gewohnt waren, ihre Selbstpräsentation im medizinisch konformen Erwartungsmuster, wie dem einer krankheitsbezogenen Beschwerdedarstellung, darzulegen. Nicht kulturspezifische Darstellungspraktiken bestimmten die Art des Selbstbezugs, sondern eine in Anpassung an institutionelle Vorgaben ausgebildete Problemartikulation.<sup>18</sup> So reagierten einige meiner InterviewpartnerInnen auch irritiert, wenn ich die methodisch bewusst offen gehaltene Einstiegsfrage stellte:

*„Ich interessiere mich für die Lebensgeschichte von Menschen, die aus einem anderen Land nach Deutschland kamen. Ich möchte Sie bitten mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, ihre ganz persönlichen Erfahrungen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie erst einmal*

17 Das biographisch-narrative Interview wurde von Schütze (1983, 1987) als Erhebungsmethode in die Biographieforschung eingeführt. Es wurde von Rosenthal (1995, 1997, 2002) und Loch u. Rosenthal 2002b in Anlehnung an Techniken aus der Familientherapie (Familienskulptur, Genogramm) weiterentwickelt. Insbesondere zur Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen siehe Loch 2002a.

18 „Die Institutionen produzieren aus ihrem Alltag heraus sowohl die spezifische Problemsituation als auch die entsprechenden Definitionen. Der Zirkel entsteht dergestalt, daß durch den Alltag in der Institution Möglichkeiten der Äußerung von Problemen vorgegeben sind und diese so entstehenden Äußerungstypen wiederum die Annahme über die Struktur (und ‚Natur‘) des Problems bestätigen.“ (Gildemeister 1989, 417)

*nicht unterbrechen. Ich werde mir einige Notizen machen, auf die ich später noch eingehen werde.“*

Wie sich in vielen Rücksprachen nach den Interviews herausstellte, war eine solche Frage ungewohnt, da sie weder die Krankheit noch die Migration und das Leben in Deutschland fokussierte. Da kein expertokratisches Frage-Antwort-Schema zu befolgen war, sondern die Entscheidung über die eigenperspektivischen Relevanzen den BiographInnen überlassen wurden, blieb die Möglichkeit offen, die eigene Lebensgeschichte mit dem zu beginnen, was für den Einzelnen jeweils thematisch relevant ist. Dies basiert auf der gestalttheoretisch-strukturalen Grundannahme, dass der gewählte Gesprächsbeginn bzw. die gewählten Eingangsthemen auf die in der Gegenwart dominanten Lebens-themen verweisen und sich schon am Anfang nachweislich eine Fallstruktur zu entwickeln beginnt.<sup>19</sup> Die Auswahl der Themen geschieht zumeist aus der Gegenwartsperspektive (Fischer 1978), also jener Perspektive, mit der sich Menschen in der Gegenwart des Erzählens ihrem Leben zuwenden.

Mit dem Instrument der biographisch-narrativen Gesprächsführung als wesentlicher Teil der rekonstruktiven Biographieforschung werden Erzählungen angesteuert, um latente Sinnzusammenhänge offenzulegen. Um Erinnerungsprozesse und Erzählungen zu fördern, benötigt es einen Raum zur Gestaltentwicklung, der durch Orientierung an den Relevanzen der KlientInnen und nicht durch intervenierendes Fragen anhand eigener Relevanzen (Anamneseleitfaden) entstehen kann. In der biographisch-narrativen Fragehaltung werden Fragen möglichst so gestellt, dass meinungs- und begründungsstrukturierte Repliken vermieden werden und nicht mit ja und nein geantwortet werden kann. So liegt beispielsweise ein großer Unterschied zwischen den scheinbar so ähnlichen Fragen: „wie haben Sie das erlebt?“ und „können sie mir von ... erzählen?“ Im ersten Fall wird eine Stellungnahme aus der Gegenwart heraus evoziert, im zweiten Fall soll die Frage ermöglichen, auf ein für den Biographen relevantes Ereignis einzugehen und sich erzählerisch in die Erlebensperspektive „hineinzuerzählen“ und für sich gegebenenfalls auch herauzuerzählen zu können. Es wird also nicht gefragt, „warum haben Sie?“ oder „warum ist das so?“, da diese Fragen auf Kognitionen zielen und zu Begründungen auffordern, nicht aber Erzählungen selbsterlebter Lebenserfahrungen evozieren.

Im Folgenden sollen die Rahmenbedingungen der biographisch-narrativen Gesprächsführung kurz dargestellt werden, wie sie als Hintergrundorientierung, aber nicht als statischer und rezeptartiger Interaktionsablauf zu verstehen ist. Als „schwebende sequentielle Aufmerksamkeit“ werden beispielsweise während der Datenerhebung des biographisch-narrativen Interviews vier Interaktionsphasen methodisch voneinander unterschieden:

---

19 Zur Bedeutung der Eingangssequenz in der strukturalen Hermeneutik siehe Oevermann 1983, 1988; zum Nachvollzug einer strukturalen Verdichtung in einer Textstelle siehe Hildenbrand 1990.

1. Die Einstiegsphase: Formulierung der Eingangsfrage
2. Die Phase der Haupterzählung: Strukturierung durch die BiographInnen
3. Die Nachfragephase für interne biographisch-narrativ gehaltene Nachfragen
4. Externe Nachfragephase

Die Phase des Nachfrageteils wird möglichst mit folgenden narrativen Nachfragetypen gestaltet (vgl. Rosenthal 2002a, 200b):

- a) das Ansteuern einer Lebensphase,
- b) das Ansteuern einer Erzählung zu einer Argumentation,
- c) das Ansteuern einer (bereits benannten) Situation,
- d) das Vorgeben eines zeitlichen Rahmens,
- e) das Ansteuern von Tradiertem bzw. Fremderlebtem
- f) das Ansteuern von Situationen zu Phantasien

Diese Art der Interviewführung liefert, forschungstechnisch gesprochen, „so reichhaltigere Daten als andere Befragungsformen, die ausschließlich an die Alltagstheorien der Befragten gebundenes Wissen erheben“ (Hermanns 1995 185).

Da sich die rekonstruktive Biographieforschung im Gegensatz zur Lebensverlaufsforchung nicht ausschließlich mit faktischen Ereignissen im Lebenslauf beschäftigt, sondern primär die biographischen Konstruktionsleistungen im Blick hat, liegt die Aufmerksamkeit auf dem Darstellungsmodus der Erzählungen, da Erzählungen dem Erlebten am nächsten kommen, während andere sprachliche Mittel eher auf die Darstellungsbemühungen in der Gegenwart verweisen:

„Wenn wir uns nicht damit zufrieden geben wollen, etwas über die von den Erlebnissen und Erinnerungen abgehobenen Alltagstheorien der Gesellschaftsmitglieder zu erfahren – ohne fallspezifische Interpretationsmöglichkeiten [...], sondern wenn wir rekonstruieren wollen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben und wie dieses Erleben ihre heutige biographische Gesamtsicht, d.h. auch ihren heutigen Umgang mit ihrer Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Handlungsorientierungen konstituiert, müssen wir Erinnerungsprozesse und deren sprachliche Übersetzung in Erzählung hervorrufen. Nur die Erzählung einer Geschichte ermöglicht, neben der Reinszenierung vergangener Situationen im Spiel, die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damaligen Handlungsablaufs oder der damaligen Ereignisgestalt in Kontrastierung mit der heutigen kognitiven, aber auch emotionalen und leiblichen Sicht auf diesen Vorgang.“ (Rosenthal 1995a, 205-206)

Denn Menschen wissen sehr viel mehr von ihrem Leben, stellen viel mehr davon dar, als sie es über Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. „Dieses Wissen ist den Informanten auf der Ebene der erzählerischen Darstellung verfügbar, nicht aber auf der Ebene von Theorien“ (Hermanns 1995, 185). Hierzu ist eine Gesprächsführung notwendig, die sich konsequent

methodisch an den alltagsweltlichen Konstruktionen und den subjektiven Relevanzsystemen orientiert.<sup>20</sup> Zum Hervorrufen biographischer Stegreiferzählungen werden narrative Erzählaufforderungen eingesetzt. Sie dienen dazu, die GesprächspartnerInnen in Kontakt mit dem eigenen Erlebten zu bringen und sich ihren Erinnerungsprozessen zu überlassen.

Wie schon erwähnt beginnt das biographisch narrative Interview mit einer offenen narrativen Eingangsfrage, um damit ungeachtet der eigenen Forschungsfrage die InterviewpartnerInnen dazu aufzufordern, ihre gesamte Lebensgeschichte zu erzählen.

Danach folgt eine Phase, in der die InterviewpartnerInnen ihre eigene Präsentation gestalten können. Dabei werden keine Verständnisfragen gestellt und Unterbrechungen möglichst vermieden, um den entstehenden Verlauf der Präsentation nicht durch eigene Relevanzen des Fragestellers bzw. der Fragestellerin zu strukturieren und dadurch die entstehende Gestalt zu (zer)stören. Im vorliegenden Forschungskontext stellte sich heraus, dass gerade diese offene Einstiegsfrage Schwierigkeiten bereitete, da sie eine lebensgeschichtliche Integration der Phasen vor und nach der Migration implizierte, die bisher in der Eigenstrukturierung nicht erzählbar schien. Erst nachdem die gegenwärtige Krankheit und die gegenwärtige Lebenswelt in der Selbstdarstellung einen großen Raum eingenommen hatten, wurden Lebensphasen vor der Migration aus der Vergangenheitsperspektive thematisch. Es wurde deutlich, dass viele InterviewpartnerInnen – aus den verschiedensten Gründen – nicht gewohnt waren, einen solchen gesamtbiographischen Selbstbezug herzustellen. Das führte dazu, dass der im Anschluss an die selbststrukturierte Selbstpräsentation folgende, auf narrativen Nachfragen beruhende interne Nachfrageteil oftmals länger war als die Selbstdarstellung zu Beginn des Interviews. Dies wird, wie bereits diskutiert, nicht als mangelnde Erzählkompetenz gewertet, sondern jeweils fallspezifisch in der lebensgeschichtlichen Bedeutung und Funktion analysiert. Da sich die narrativen Fragen an den bereits erwähnten Themen der zunächst eigenstrukturierten Darstellung orientieren, kann man im Auswertungsprozess feststellen, dass in der Eingangspräsentation schon heikle Themenbereiche angedeutet waren, aber eine Unsicherheit darin besteht, ob ein wirkliches Interesse am Leben der InterviewpartnerInnen bestand. Es zeigte sich auch ein Ringen im Einhalten gesellschaftlicher bzw. familialer Rede-

---

20 Mit dieser Datenerhebung werden, im Gegensatz zu einem expertokratischen und eine Exklusion schaffenden Forschungsdesign, Personen nicht auf für die Forschung aufgrund eigener Kompetenz für nützlich gehaltene Forschungsobjekte reduziert, sondern sie werden als Experten ihres eigenen Lebens gesehen. Anders in einer quantitativ ausgerichteten medizinpsychologischen Pilotstudie zu Schmerzempfinden und Interkulturalität, in der es beispielsweise heißt: „trotz ausreichender psychometrischer Qualität kam bei der Datenerhebung der Eindruck auf, daß die Klientel zum Teil mit den Instrumenten überfordert war. Die Beschränkung der Instrumente liegt weniger darin, dass eine kulturelle Andersartigkeit nicht erfaßt wird, sondern vielmehr darin, dass der Bildungsgrad der Klientel die Aussagekraft der Instrumente begrenzt.“ (Strate 1999, 109)

bzw. Schweigegebote mit dem gleichzeitigen Bedürfnis, durch Erzählen eigenerlebter Erfahrung eine soziale Legitimierung für den eigenen Lebensverlauf zu erhalten. So war in der Interviewphase längst nicht in derselben Deutlichkeit wie im Laufe des Auswertungsprozesses klar, welche Lebensbereiche eigentlich die heiklen und fast unaussprechbaren Bereiche waren, da sie sich hinter dem manifesten Aussagegehalt versteckten. Hier bewährte sich die ethnographische Grundhaltung während der Interviewführung, erst einmal eigene Erkenntnisse über thematische Zusammenhänge bewusst auszuklammern und sich in den Fragen nicht an der eigenen Logik zu orientieren, sondern sich strikt an die in der Haupterzählung erwähnten Themen zu halten und sie in Anwendung narrativer Nachfragetypen zu vertiefen. In manchen Interviews kam es nur im narrativ gestützten und erinnerungsfördernden Nachfrageteil zu Erzählungen. So konnte im Laufe des Interviews sich auf thematisch schwierige und aus der dominanten Erzähllinie ausgeblendete Erlebnisse eingelassen werden. Es kam zu dem, was Schütze (1984, 102) als eine „explosionsartige szenische Vergegenwärtigung in der Erfahrungsrekapitulation zunächst unterdrückter höhepunktartiger und/oder wendepunktartiger Handlungs-, Erleidens- und Interaktionssituationen“ beschreibt. Erst gegen Ende des Auswertungsprozesses zeigte sich, dass spätere Theoretisierungen gerade in den schwierig zu führenden Interviews und an den schwierigen, weil unverständlichen Stellen in den Interviews sprachlich besonders verdichtet waren. Hier trifft die Aussage Schützes zu, dass gerade solche schwierigen oder zunächst unverständlichen Interviews oder Interviewtextstellen<sup>21</sup>, wie zu Erzähleinleitungen in Diskrepanz stehende schlüsselsymbolische Distanzierungen, von Erinnerungsabrissen, Erzählabbrüchen, Versuchen der Wiedererinnerung und von extremen Wandlungsprozessen gekennzeichnete Interviews deshalb aufschlussreich sind, „weil sie nicht nur die *Routine*-Aedeutungsvagheiten ökonomisch geführter Kommunikation wiedergeben, sondern auch *massive Erlebensschwierigkeiten* des Subjektes der Erzählung mit den darzustellenden Ereigniskonstellationen, in die es verstrickt war – insbesondere von biographischen und kollektiven Verlaufskurven –, und damit auch Schwierigkeiten des Subjekts mit sich selbst.“ (Schütze 2001, 13)

Bisher wurde die methodische Grundhaltung und praktische Umsetzung der biographisch-narrativen Gesprächsführung dargestellt, die eine bestimmte Art der Interaktionsgestaltung, genauer gesagt, eine bestimmte Art des Fragens und des Zuhörens bzw. des Erzählen-Lassens begründet. Ein mit Gadamer (1990, 373) gesprochenes „Mitgehen“ in die Erfahrungswelt des Gegenübers anstelle eines Abfragens oder Argumentierens ist eine Grundlage dieser Gesprächsführung, in der es auch darum geht, sich führen zu lassen. Im Folgenden wird auf die Bedeutung biographischen Erzählens eingegangen, wie es

21 Schütze spricht in diesem Zusammenhang von „Arten von Rätselhaftigkeit des Ausdrucks im narrativen Interview“ (2001, 13).

sowohl für ForscherInnen als auch für Professionelle in auf sprachliche Verständigung angewiesenen Arbeitsfeldern (z.B. im klinischen Kontext) zutrifft.

### **Zur Bedeutung biographischen Erzählens: Krankheit und Narration**

Wie schon in den vorangegangenen Ausführungen zu erkennen war, geht es beim biographischen Erzählen nicht allein um biographisches Faktensammeln, wie etwa: wann geboren, wo aufgewachsen ... etc., sondern darum, den BiographInnen die Möglichkeit zu geben, ihr Erleben in Vergangenheit und Gegenwart nach ihren eigenen Orientierungsregeln zu gestalten. Dies ist sowohl für den Forschungsprozess als auch als Zugangsmedium zur Rekonstruktion jeweiliger Wirklichkeitskonstruktionen relevant; gleichzeitig bergen biographische Erzählungen heilsame Wirkungen im Prozess des Erzählens selbst. Im Erzählen vergangener Lebenserfahrungen können bisher nicht mit einem bestimmten Thema verknüpfte Themen durch erinnerte Szenen auftauchen, die aus der bisherigen Gegenwartsperspektive nicht wahrgenommen wurden. Dies kann – so Rosenthal – zu einer Modifikation und bzw. Reorganisation der Sicht auf das eigene Leben führen (2002a).<sup>22</sup> Aus erzähltheoretischer Perspektive wird dem Erzählen im Umfeld von Krankheit eine Aufmerksamkeit gewidmet, in der unter dem Stichwort „illness narratives“ ein spezifischer Zugang zur Krankengeschichte gesehen wird. In der neueren psychosomatischen Literatur heißt es beispielsweise:

„Um die Krankheit als medizinisches Konstrukt bilden sich sprachliche Sinn-Umwelten, ein Netzwerk von Geschichten, durch die Krankheit zum sozialen Phänomen, zur sozialen Wirklichkeit wird“ (Geigges 2002, 29), Krankheit ist demnach als Metapher zu verstehen.

Das biographische Narrativ als Konstrukt über sich und die Welt, über Krankheit, Familienmythen und Traditionsbildungen wird in seinen diagnostischen, aber auch in seinem heilsamen Prozess für die Patienten hervorgehoben. Kritisch bleibt hier jedoch die Fokussierung auf die Krankheit und die Krankengeschichte, die Frank (1998) insoweit einschränkt, als er einen Perspektivenwechsel vom Patienten („patient“) zur kranken Person („ill person“) vornimmt und vor einer technisierten Form des Fragens und Zuhörens warnt: „When narrative becomes another professional technique assessment, diagnosis, and intervention, then [...] narrative reduced to clinical technique leaves both clinician and patient in inside [an H.S.] iron cage of reductionism.“ (Ebd., 199)

Im Aufgreifen und Theoretisieren der alltäglichen Kompetenz des Erzählens und des biographischen Erzählens, das in der Gefahr steht, entweder tri-

---

22 Siehe auch Schelling 1989: „Über heilsame Wirkungen einer erinnernden Vergewärtigung der Lebensgeschichte“.

vialisiert oder instrumentalisiert zu werden, können folgende Ebenen wahrgenommen werden:

1. Sprache wird nicht als Informationsquelle angesehen, sondern Erzählen, insbesondere das biographische Erzählen selbst, hat eine wichtige Funktion.<sup>23</sup>
2. Durch Sprache können als zusätzliches Medium zur apparativen Diagnostik nicht nur zusätzliche Informationen gewonnen werden, sondern in Sprache können Aspekte von Krankheit erkannt werden, die anders nicht zu erkennen sind.<sup>24</sup>

Im ersten Fall wird der Akzent auf die Funktion des Selbstverstehens gelegt, während im zweiten Fall Sprache als Mittel des Fremdverstehens und Diagnostik im Vordergrund steht. Die interaktive Bedeutung von Sprache wird dabei, je nach disziplinärer Provenienz, unterschiedlich gewertet. Denn in den erzähltheoretischen Zugängen kommen sowohl sozialwissenschaftliche, linguistische, medizinische und psychologische Perspektiven zusammen.

In der Biographieforschung erhält die Erzählung und die Erzählhandlung eine besondere Aufmerksamkeit. Sie knüpft an der alltagsweltlichen Kompetenz an, Geschichten zu erzählen und sie zu verstehen. Die interpretative Sozialforschung setzt sich seit dem „narrative turn“ zunehmend mit erzählanalytischen und konversationsanalytischen Verfahren zum Verstehen sozialer Phänomene und als notwendige narrative Selbstthematisierung zur Welt- und Handlungsorientierung auseinander. Biographisches Erzählen wird als Mittel der Selbstvergewisserung und der Handlungsorientierung modernen Gesellschaften verstanden. Individuierung und Vergesellschaftung finden in einem ständigen, durch lebensweltliches Sprechen und Interaktion vermittelten Prozess biographischer Arbeit statt (vgl. Fischer-Rosenthal 1995, 1999, 2000a). „Biographical Structuring is *dialogical and interpretativ*. The symbolic network of self-orientation is constructed in a lifelong process of communicating and sharing interpretations of what ‚really‘ happened and what to expect“ (Fischer-Rosenthal 2000a, 118).

Lebensweltliche biographische Erzählungen sind vor diesem Hintergrund eine Chance, durch eine geschichtliche und prozessuale Zuwendung zu sich selbst zu einer Einsicht in das eigene Geworden-Sein, in die Geschichtlichkeit von Problemlagen und zum Verständnis von Gegenwart und einer antizipierten Zukunft zu gelangen. Im Erinnerungsprozess geschieht eine Aneignung

23 Exemplarisch hierfür Frank 1998, Hanses 2000, 2002, Lucius-Hoene 1998, 2002, Rosenthal 1995, 2002, für die Psychosomatik Geigges 2002; für die Psychotherapie und Beratung Holm-Hadulla 1997, Loch u. Schulze 2003, Schulze 2004.

24 Exemplarisch hierzu die interdisziplinäre Diskussion anhand eines Transkriptes einer Schmerzanamnese im Themenheft „Erzählter Schmerz“ der Zeitschrift Psychotherapie und Sozialwissenschaft (beispielhaft darin Deppermann, Henningens, Küttemeyer 2003).

von persönlicher und sozialer Geschichte; dies kann dazu führen, „Autorenschaft für das eigene Leben zu übernehmen“ (Holm-Hadulla 1997, 32).

Lucius-Hoene (2001, 2002) stellt in ihren erzähltheoretischen Analysen erzählerische Aufbereitungen von Krankheitserfahrungen in den Mittelpunkt in ihrer Funktion als Erkenntnisquelle und als narrative Bewältigung von Krankheitserfahrung:

„Da sich die Erfahrung von Krankheit immer in einem Spannungsfeld zwischen den Polen einer Kontingenz- und Überwältigungserfahrung einerseits, einer biographischen Sinnhaftigkeits- und Verursachungssuche andererseits bewegt, liegt es für den Erzähler nahe, auch seine Ursachenvorstellungen zu ihrer Entstehung und seine Überlegungen zu den modifizierenden und aufrechterhaltenden Bedingungen in seine Darstellung einzubringen. Die ‚subjektiven Krankheitsvorstellungen‘, [...] werden in den entsprechenden Erzählungen aus ihrem biographischen Entstehungs- und Bedingungs-zusammenhang entwickelt, plausibilisiert und in Beziehung zu den Sinnstiftungsressourcen gesetzt.“ (Lucius-Hoene, 2002, 177)

Die Diskussion um die Bedeutung biographischen Erzählens enthält somit nicht nur die Ebene der Datenerhebung im Forschungskontext, sondern die Funktion des Erzählens wird auch in der Bedeutung für das erzählende Subjekt in den Mittelpunkt gestellt. Unter diesen Aspekten wird deutlich, wie unterschiedliche Grundhaltungen, in Forschung und Praxis – etwa bei Anamnesen – zu unterschiedlichen Ergebnissen führen können sowohl auf Seiten derjenigen, denen die Aufgabe obliegt, biographische Daten zu erheben, als auch auf Seiten derjenigen, von denen biographisches Faktenwissen abgefragt oder denen ein anderer erzählerischer Zugang zur ihrer Biographie eröffnet wird.<sup>25</sup>

## Fallrekonstruktive Auswertung

Die Auswertung nach einem gestalttheoretisch-strukturalistischen Forschungsverständnis bedeutet eine *rekonstruktive* und *sequentielle Analyse*. Biographische Aussagen oder aus dem Interview herausgearbeitete biographische Daten werden nicht einzeln betrachtet, sondern sie werden im Prozess und in der Abfolge des Geschehens interpretiert. Denn es geht nicht darum, einen „subjektiv gemeinten Sinn“ konstitutionstheoretisch zu beschreiben im Sinne einer „Nachvollzugs-Hermeneutik“ (Oevermann 1993, 108), sondern die den Fall konstituierenden Regeln herauszuarbeiten.

Die Auswertung beginnt mit der *Analyse der biographischen Daten*. Hierzu werden die biographischen Daten (Geburt, Einschulung, Heirat etc.) einer Lebensgeschichte aus allen vorhandenen Datenquellen (Interviews, Familienge-

---

25 Im interkulturellen Bereich ist die Tendenz wahrzunehmen, durch größtmögliche kulturspezifische Detaillierung anamnestiche Daten zur Begründung eines Expertenstatus abzufragen (vgl. Koch 1999).

sprache, Archivauskünfte, Arztberichte etc.) in chronologischer Reihenfolge aufgelistet. Zu jedem Datum werden Hypothesen über die biographische Bedeutung zum Zeitpunkt des Erlebens gebildet, ohne dass das Wissen über die folgenden Daten oder die Selbstaussagen der BiographInnen einbezogen wird. Bei der Hypothesenbildung werden verfügbares Hintergrundwissen wie historische und entwicklungspsychologische Kenntnisse systematisch berücksichtigt. Die Hypothesenbildung orientiert sich an der Frage, welche möglichen biographischen Bedeutungen ein spezifisches Erlebnis in einem bestimmten Lebensalter in der jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Rahmung gehabt haben *könnte*. Die Hypothesen aus den vorangegangenen Daten werden erneut auf ihre Plausibilität hin überprüft und nach der Auslegung des letzten bekannten Datums zusammengefasst. Diese Hypothesen werden unabhängig von den im Interview gemachten Aussagen der BiographInnen gebildet, denn es geht darum, aufzuzeigen, welche Handlungs- und Deutungsoptionen mit dem jeweiligen biographischen Datum verbunden sein können. Dieser Arbeitsschritt dient der Vorbereitung des dritten Auswertungsschrittes, der Rekonstruktion der Fallgeschichte, bei dem dann die hier gebildeten Hypothesen mit den Selbstaussagen der Befragten kontrastiert bzw. systematisch berücksichtigt werden.

Den zweiten Auswertungsschritt bildet die *Text- und thematische Feldanalyse*. Hierbei wird das manifeste wie latente Präsentationsinteresse einer Biographin sowie ihre Gegenwartsperspektive entlang der selbststrukturierten Eingangserzählung herausgearbeitet. Es geht um die Rekonstruktion der Struktur des *erzählten Lebens*. Das transkribierte Interview wird nach Wechseln im Inhalt, der Textsorte<sup>26</sup> und der SprecherInnen sequenziert. Die Sequenzen werden in der Abfolge des Interviewtextes aufgelistet. Anschließend werden zu jeder Sequenz Hypothesen entlang folgender Fragen aufgestellt: Warum wird dieser Inhalt an dieser Stelle präsentiert, warum in dieser Textsorte und warum in dieser Ausführlichkeit bzw. Kürze? Wie beim vorherigen Auswertungsschritt werden entsprechend des sequentiellen Vorgehens und des abduktiven Schlussfolgerungsverfahrens das Wissen um nachfolgende Sequenzen ausgeklammert und die entlang der bereits interpretierten Sequenzen gebildeten Lesarten auf der Basis der neuen Hypothesen überprüft und gegebenenfalls plausibilisiert bzw. verworfen. Auf diese Weise kann herausgefunden werden, „welche Mechanismen die Auswahl sowie die temporale und thematische Verknüpfung der Geschichten steuern“ (Rosenthal 1995a, 218). Mit der Grundannahme eines dialektischen Verhältnisses von Leben und Erzählung wird die Hinwendung der BiographInnen zu ihren Erlebnissen in ihrer Konstitution aus der Gegenwartsperspektive betrachtet. Jede Sequenz des Erzähltextes enthält demnach Verweise auf das mögliche thematische

26 Mit semantischen Kategorien ist die linguistische Unterscheidung nach Kallmeyer u. Schütze (1976) gemeint, die zwischen Erzählung, Bericht, Beschreibung und Argumentation differenziert.

Feld. Das thematische Feld kann sehr verkürzt als Sinnzusammenhang bezeichnet werden, in den die Erlebnisse für die BiographIn in der Erzählzeit eingebettet sind. In diesem Analyseschritt werden nicht nur die manifesten Themen der BiographInnen deutlich, sondern auch nicht thematisierte, aber kopräasente Themen. Sie verweisen auf Erlebnisse oder Lebensphasen, deren Thematisierung die BiographInnen vermeiden.<sup>27</sup> Die aus der Text- und thematischen Feldanalyse gewonnenen Annahmen ermöglichen das Verstehen von Erlebnissen in der Gegenwart. Sie dienen ebenso wie die Hypothesen der biographischen Datenanalyse als Kontrastfolie für den dritten Auswertungsschritt.

Bei der *Rekonstruktion der Fallgeschichte* wird die Bedeutung, die Erlebnisse in der Vergangenheit für die Biographin hatten, und ihre Genese in der Lebensgeschichte rekonstruiert. Hierzu werden die Hypothesen der textunabhängigen biographischen Datenanalyse anhand des Interviewtextes mit den Aussagen der BiographInnen verglichen. Auf diese Weise wird sich den Erlebnissen der BiographInnen in der Vergangenheit angenähert, ohne dass die grundsätzliche Differenz zwischen Erzählen und Erleben aufgehoben wird. Das Wissen um die Gegenwartsperspektive unterstützt das Annähern an die Vergangenheitsperspektive der Biographin und fördert einen quellenkritischen Blick auf die Darstellungen in der Gegenwart.

Zur Rekonstruktion der Fallgeschichte werden an mehreren Interviewpassagen *Feinanalysen* vorgenommen. Dieses Vorgehen orientiert sich an der strukturalen Hermeneutik. Kriterien für die Auswahl von Textstellen sind a) Interviewpassagen, die Hinweise auf latente Bedeutungsinhalte haben, b) das Zufallsprinzip, c) das Testen von bereits gewonnenen Hypothesen.

Mit der abschließenden *Kontrastierung der erzählten und der erlebten Lebensgeschichte*, also dem Vergleich der Erlebens- mit der Erzählebene, wird aufgezeigt, in welchem Bedeutungszusammenhang die Präsentation zur Lebenserfahrung der BiographInnen steht und umgekehrt, in welcher Weise das Erleben die Präsentation bestimmt. Rosenthal (1995a, 224) schreibt: „Durch die Kontrastierung erhalten wir Aufschluss über die Mechanismen des Vorstelligwerdens und der Auswahl von Erlebnissen aus dem Gedächtnis und über deren jeweilige Darbietung, über die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und über die damit verbundene Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte.“

Mit der Begrifflichkeit der „Kontrastierung“ handelt es sich nicht um die „Entlarvung“ eines verheimlichten Inhaltes, sondern um das heuristische Potenzial der latent wirkenden Steuerungsmechanismen, die für die Biographie strukturbildend wirken jenseits sozial erwünschter und reziproker Erwartungsunterstellungen. Die rekonstruktive Biographieforschung rekonstruiert

---

27 Siehe hierzu die Falldarstellung Adnan Yildiz. Hier wird der Auswertungsschritt der thematischen Text- und Feldanalyse nachvollziehbar, aber auch ergebnisorientiert dargestellt und im Zusammenhang mit der Gesamtgestalt der biographischen Darstellung diskutiert.

nicht deskriptiv nacherzählend den subjektiv gemeinten Sinn, sondern die sich im Akt der Zuwendung darbietende Gesamtgestalt der Biographie. Eine gestalttheoretische Analyse zielt demnach auf die wechselseitige Durchdringung des Erlebens der BiographInnen und der Konstitutionsbedingung für das Erleben).<sup>28</sup>

Nach den ausführlichen Fallrekonstruktionen werden zur abschließenden *Typenbildung* noch weitere *Globalanalysen* ausgewertet. Globalanalysen unterscheiden sich in der Regel von den ausführlichen und aufwendigen Fallrekonstruktionen dadurch, dass sie zwar nicht mehr mit der Ausführlichkeit der einzelnen Auswertungsschritte, aber unter Einhaltung der Ebenen vorgenommen werden. D.h. auch hier gilt es, die zentrale Perspektive während des Interviews und die Lebensgeschichte im Blick zu behalten. Auch bei Globalanalysen wird der biographische Prozess in seiner Entstehung im Verlaufe des Erzählens und des realen Lebens berücksichtigt. Im Hinblick auf das gesamte Sample ergänzen sie die bisherigen Fallrekonstruktionen bzw. können zu Verdichtungen der bisherigen Ergebnisse führen, sie können diese aber nie ersetzen.

### *Die Typisierung*

Da die rekonstruktive Analyse keine Generalisierungen entlang von statistischen Häufigkeitsverteilungen entwickelt, liegt der Fokus dieses Analyseverfahrens auf der Strukturgeneralisierung der hermeneutischen Fallrekonstruktionen. Dabei wird davon ausgegangen, dass jeder einzelne Fall immer sowohl Allgemeines als auch Besonderes enthält. Da ein Fall immer auch von der sozialen Wirklichkeit mitkonstituiert ist, ist er auch Teil dieser Wirklichkeit. Nachdem die den Fall konstituierenden Regeln nicht in einer „Nachvollzugs-Hermeneutik“ (Oevermann, 1993, 108), sondern mittels einer gestalttheoretisch-strukturalen Analyse rekonstruiert wurden, werden andere Fälle nach diesem rekonstruierten Regelsystem verglichen. „Es wird davon ausgegangen, dass sich die Strukturgesetzmäßigkeit des Ganzen in jeder momentanen Transformationsgestalt niederschlägt“ (Oevermann 1981). Die Gesetzmäßigkeit des individuellen Falls führt zur allgemeinen Struktur und zur Erkenntnis über Gesetze bzw. Regeln der sozialen Wirklichkeit. Mit der Rekonstruktion individueller Fälle können daher wichtige Erkenntnisse über die Struktur der sozialen Wirklichkeit gewonnen werden. Die Häufigkeit ihres Auftretens ist dabei in keiner Weise von Bedeutung. Anliegen der Rekonstruktionen ist es, die jeweilige Gesamtsituation in allen ihren Eigentümlichkeiten möglichst präzise zu erfassen (Lewin 1930/31).

Mit der sich herausstellenden Typik eines Falles werden anhand der zugrunde liegenden Regeln – und nicht aufgrund einer Summierung von Merkmalen – Typen konstruiert. Damit ist ein Vorgang gemeint, in dem die Typen

---

28 Zur kritischen Auseinandersetzung mit einem verfehlten Dichotomieverständnis siehe ausführlich Apitzsch 2004.

entlang der jeweiligen Fragestellung kreierte werden. Die Typenbildung erfolgt also unter Rückbindung an das konkrete Forschungsinteresse. Die jeweils herausgearbeiteten Fallstrukturen können dann je den nach konkreten Fragestellungen typologisiert werden: „der Typus formuliert die Fallstruktur im Hinblick auf ein Thema, er kontextualisiert den Fall“ (Wohlrab-Sahr 1996, 5). Die Typen sind sowohl spezifischer als auch allgemeiner als die Fallstrukturen. Allgemeiner, insofern sie ein über den Fall hinausweisendes Erkenntnisinteresse und eine theoretische Perspektive repräsentieren, spezifischer, insofern sie eine konkret-individuelle Dimension der Fallstruktur fokussieren und andere Elemente vernachlässigen (vgl. ebd.).

### **Vorfeld und Praxis interkultureller Interviews**

Wie eingangs dargestellt, entwickelte sich die Forschungsfragestellung nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung von Gesundheit und Krankheit im Kontext von Migrationserfahrung aus meiner praktischen klinischen Arbeit im interkulturellen Versorgungsbereich türkischer MigrantInnen. Durch die Arbeit auf einer Station mit einem interkulturellen Behandlungskontext für türkische MigrantInnen hatte ich naturgemäß Kontakt mit erkrankten Menschen, die für kürzere oder auch längere Zeit auf der entsprechenden Station behandelt wurden. Der Forschungsbeginn und die Beendigung meiner klinischen Arbeit waren in etwa zeitgleich. Das bedeutete, dass ich PatientInnen z.T. noch während des stationären Aufenthaltes danach fragte, ob sie a) Interesse hätten, mir ein Interview über ihre Lebensgeschichte zu geben, und b) ob ich sie nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus deswegen noch einmal anrufen könnte, damit sie sich das Ganze in Ruhe überlegen konnten und mir ggf. ohne eine aus dem klinischen Alltag entstandene Interaktionsverpflichtung absagen konnten. Die PatientInnen wussten also, dass ich die Klinik verlassen würde und die Interviews abgekoppelt vom klinischen Zusammenhang stattfinden würden. Ich erklärte ihnen mein Interesse an ihrer persönlichen Lebensgeschichte aufgrund meines Forschungsinteresses an den persönlichen Erfahrungen von Menschen, die aus einem anderen Land nach Deutschland gekommen sind. Dabei klammerte ich bewusst die Frage nach den Ursachen von Krankheit aus, um eine empirisch und methodisch begründete Offenheit herzustellen. Ich erklärte ebenfalls, dass sie mich auch privat anrufen könnten und gab Ihnen meine private Telefonnummer mit, um dadurch eine Symmetrie und eine eigene Kontrolle über die Situation auf Seiten der angesprochenen Personen herzustellen. Durch den Kooperationszusammenhang mit einigen interkulturellen Beratungsstellen eröffnete sich für mich der Zugang auch zu mir unbekanntem InterviewpartnerInnen. Hier wurde der Kontakt durch KollegInnen hergestellt, nachdem ich mein Interesse an lebensgeschichtlichen Interviews „gestreut“ hatte.

*Mein Sample*

Bei meinen InterviewpartnerInnen handelte es sich sowohl um erkrankte und im stationären wie ambulanten Kontext behandelte als auch um nicht erkrankte türkische MigrantInnen. Zu meinen elf InterviewpartnerInnen, mit denen ich ein Interview von einer bis fünf Stunden oder auch ein späteres Nachfrageinterview führte, zählten sechs Männer und fünf Frauen. Alle von mir interviewten Personen hatten schon lange Zeit in Deutschland gearbeitet, und die meisten waren über kurze oder lange Zeit erkrankt, hatten zahlreiche medizinische Behandlungen erlebt und/oder hatten einen oder mehrere Krankenhausaufenthalte hinter sich. Einige hatten auch einen Gesundungsprozess durchlaufen oder waren in begleitender medizinischer Behandlung. Die Interviews fanden ausschließlich im vertrauten häuslichen Rahmen der GesprächspartnerInnen statt. Sie wurden alle mittels eines Kassettenrecorders aufgezeichnet. Fünf Interviews wurden nach den entsprechenden Transkriptionsregeln (siehe Anhang) Wort für Wort transkribiert. Von allen Interviews wurden Memos über die Auffälligkeiten, Atmosphäre, den Ablauf und die Interaktion während der Aufnahme und nach Abstellen des Tonbandgerätes verfasst. Die Interviews wurden im Zeitraum von 1999 bis 2001 durchgeführt. Die älteste Interviewpartnerin war 1941 geboren und 59 Jahre alt, der jüngste Interviewpartner war 1966 geboren. Auch wenn in den folgenden ausführlich dargestellten Fallrekonstruktionen ausschließlich die Biographien männlicher Interviewpartner vorgestellt werden, handelt es sich nicht um eine Arbeit über türkische Männer.<sup>29</sup> Zum einen werden Globalanalysen von weiblichen Interviewpartnerinnen miteinbezogen, zum anderen hatte die Entscheidung zur Darstellung der ausgewählten Biographien nichts mit dem Geschlecht zu tun, sondern mit der im Zentrum stehenden Fragestellung, der lebensgeschichtlichen Bedeutung von Krankheit im Kontext von Migrationserfahrung. Die Auswahl meiner Stichprobe war zwar einerseits sehr offen, andererseits aber aufgrund der Sprache – trotz der Hilfe türkischer KollegInnen während des Auswertungsprozesses – eingeschränkt. In der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen musste ich mich forschungspragmatisch daran orientieren, dass meine GesprächspartnerInnen soweit über deutsche Sprachkenntnisse verfügten, dass sie sich im Alltag verständigen konnten. Vor Beginn und auch während der Interviews wurde aber immer darauf hingewiesen, dass es auch möglich sei, in die türkische, kurdische oder arabische Muttersprache zu wechseln, falls es die GesprächspartnerInnen wünschten. Es zeigte sich jedoch, dass viele InterviewpartnerInnen im deutschen Sprachgebrauch verblieben (auch dann, wenn muttersprachliche Angehörige anwesend waren), wahrscheinlich entsprechend den Erfahrungen aus deutschsprachigen Alltagskontakten. Wenn das Interview auf deutsch geführt wurde, so entspricht das der lingualem Normalität, auf die die Migrantinnen und Migranten in diversen Lebensweltau-

29 Vgl. hierzu die Arbeit von Spohn 2001: „Türkische Männer in Deutschland“, die sich ausschließlich auf türkische ältere Männer konzentriert.

schnitten treffen. Im Falle eines Biographen, der in die türkische Sprache wechselte, wurde dies nicht allein als „mangelnde Sprachkompetenz“ gewertet, sondern als forschungsanalytisches Potenzial zur interaktionellen und biographischen Bedeutungsrekonstruktion im Verstehen genutzt. Es wurde also gefragt, was dies für diesen Biographen in dieser Situation bedeuten könnte. In diesem besagten Fall wurde ich, über meine Praxiserfahrung hinausgehend, in meinem Forschungsprozess mit der Frage konfrontiert, wie ich etwas Nicht-Verständliches verstehen kann. Während der klinischen Handlungspraxis wurden ab und zu muttersprachliche Dolmetscher herangezogen, die versuchten, Unbekanntes und Unvertrautes mittels „bewährter“ Interpretationen in geläufige Verständnis- und Handlungskonzepte zu integrieren („das sagt man bei uns so!“). Im Prozess der Auswertung narrativ-biographischer Interviews traf ich auf die Frage: wie kann ich die Aussagen von jemandem interpretieren, der nicht „richtig“ Deutsch spricht? Kann es nicht zu Fehlinterpretationen kommen, weil sich die BiographIn in der deutschen Sprache nur eingeschränkt äußern kann? Ist das Verstehen nicht an die jeweilige Kultur gebunden? Oder umgekehrt: versuche ich nicht zu schnell, etwas aus meinem sprachlichen Verständnis heraus zu „korrigieren“? – gemäß der alltagsweltlichen Hintergrundannahme, das Gesagte unter Bekanntes einzuordnen: „Ich weiß schon was gemeint ist!“ Die den handlungsentlasteten Forschungsprozess charakterisierende methodische Distanz ermöglichte mir eine andere Herangehensweise als das praktische Verstehen. Soeffner (1989) spricht vom „kognitiven Stil der Praxis“, in der es, im Gegensatz zur ethnographisch orientierten Forschung<sup>30</sup>, um das Vertrautmachen „fremder“ Phänomene geht.<sup>31</sup> In der vorliegenden Arbeit wurden – wie im Fall von Adnan Yildiz – für die Interviewerin fremdsprachige Sprachpartikel nicht als Problem, sondern gerade als eine, wie Schütze (2001, 14) sagt, besonders aufschlussreiche „rätselhafte

30 Darunter wird eine grundlegende Erkenntnishaltung verstanden als eine Einstellung zur Welt, in der es um das Verstehen von Fremdheit geht, aber nicht notwendigerweise um die Überführung des Fremden in Vertrautes. Vgl. hierzu Alheit 2001, Schütze 1994.

31 Hierzu Oevermann (1993, 18): „Während man beim praktischen Verstehen, also bei der Verstehensoperation des praktischen Menschen außerhalb der Erfahrungswissenschaften, darum bemüht ist, das Fremde und Befremdliche möglichst schnell und wirksam dem Bekannten einzuverleiben und anzugleichen, also als Fremdes zu „zerstören“, ist der Erfahrungswissenschaftler der sinnstrukturierenden Welt darauf aus, das aus der Praxis schon immer herrührende spezifische Vorwissen über einen Gegenstand möglichst lange einzuklammern und auszuschalten, um zu verhindern, daß die Explikation der inneren Strukturiertheit des Untersuchungsgegenstandes zu früh abgebrochen und einem vorgängigen Wissen zugeordnet wird. Erst wenn der Erfahrungswissenschaftler möglichst lange seinen Untersuchungsgegenstand auf Distanz zu halten vermag, verschafft er sich die Bedingung dafür, nicht immer nur das zu sehen, was er zu sehen erwartet.“

Stelle“ aufgegriffen, in der sich Verweise auf die Regeln der Bedeutungserzeugung zeigen können.<sup>32</sup>

Neben der deutschen Alltagssprachkompetenz war für meine Auswahl der InterviewpartnerInnen wichtig, dass sie schon über einen längeren Zeitraum in Deutschland gelebt bzw. gearbeitet haben. Ein weiteres Kriterium bei der Auswahl bildete gemäß der Forschungsfrage die vergangene oder gegenwärtige Erfahrung von Krankheit. Gleichzeitig schien mir es aber wichtig, auch die Lebensgeschichte und Selbstdeutungen von Menschen, in denen die Erfahrung von Krankheit keine wesentliche Rolle spielte, mit einzubeziehen; nicht etwa im Sinne einer Kontroll- oder Vergleichsgruppe, sondern um an oberflächlich unterschiedlich erscheinenden Phänomenen, wie Erkrankung bzw. Nichterkrankung, die zugrunde liegenden Wirkungsgeschichten und Fallgesetzmäßigkeiten erhellen zu können.

Als ich mit den Interviews begann, wurde mir deutlich, dass die Bereitschaft zu einem Interview maßgeblich durch den persönlichen Vertrautheitsgrad zu mir oder gemeinsamen Bekannten abhing. Die GesprächspartnerInnen, die ich am Ende ihrer stationären Behandlung angesprochen hatte und die ich einige Monate bis Jahre danach anrief, zeigten bei der Kontaktaufnahme ein interessiertes Entgegenkommen, aber auch Verwunderung über das von mir gezeigte Interesse. Kannten mich die InterviewpartnerInnen nicht persönlich, waren oftmals mehrere Telefonate erforderlich, in denen es um Vertrauensbildung ging. Nicht selten hörte ich am Ende eines Interviews, nachdem das Band ausgestellt war, oder in einem nachträglichen Telefonat, dass es gut sei, wenn Menschen sich auf die Suche nach Geschichten von anderen Menschen machten, die aus einem anderen Land kommen; sie seien es aber nicht gewohnt in dieser Form über sich zu sprechen.

Nach der Interviewphase bestanden fast alle Gesprächspartnerinnen darauf, dass ich ihre Einladung zum Teetrinken oder Essen annahm. Es erscheint mir als eine wichtige Grundregel der Interaktionsgestaltung, sich nicht unter Berufung auf eine ForscherInnenabstinenz und Fachautorität der zwischenmenschlichen Kommunikation zu entziehen, sondern auch eine wechselseitige Begegnung zuzulassen, in der sich die ForscherInnen als Person ebenfalls der Diskussion stellen. Da aber biographisch-narrative Ansätze eine persönliche Distanz in der Interviewsituation fordern, um die Relevanzen der BiographInnen zur Wirkung kommen zu lassen, wurden Fragen zur eigenen Person, an das Ende des Interviews gelegt. Eine InterviewerInnenhaltung, die auch die Fragen der GesprächspartnerInnen ernst nimmt und beantwortet, scheint mir gerade im interkulturellen Rahmen von Bedeutung, um nicht als Vertreterin der Dominanzgesellschaft oder „positivistische Datenabgreiferin“ MigrantInnen zum Objekt herrschaftskonstituierender Forschung zu machen.

---

32 Für die Analyse der Interviews stand ich in einem im beruflichen Kontext gewachsenen interkulturellen Fachaustausch.

